



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Seeamtspruch sagt, daß die letzten Lotungen offenbar unrichtig waren. Unter Lotung versteht man die Messung der Wassertiefe; bei Nebel kann von Alters her und wohl auch noch für eine längere Zukunft die Annäherung an die Küste nur durch das Lot bestimmt werden. Je steiler eine Küste ist, desto vorsichtiger muß man sich ihr bei Nebel nähern, weil die Wassertiefen an solcher Küste plötzlich sehr schnell abnehmen. Die Insel Wight ist von derartiger Bodenbeschaffenheit, daß die Ansteuerung von Westen bei Nebel zu größter Vorsicht mahnt. Es läßt sich aus den Seeamtsverhandlungen nicht zur Genüge ersehen, ob an Bord der „Eider“ häufig genug gelotet worden ist, ob ferner die Mannschaft mit dem Loten genügend vertraut war, oder ob etwa gar die Lotmaschine mangelhaft war. Alle diese Punkte verdienen um so mehr der Beachtung, als leider bis jetzt in Deutschland keine Oberseebehörde vorhanden ist, die die Aufgabe hätte, die Ausrüstung der Schiffe mit nautischen Instrumenten u. s. w. zu beaufsichtigen.

Zur Schulhygiene. Daß die roten Löschblätter den Augen der Schulkinder schädlich sind, hat ein Lehrer in Westpreußen nun auch glücklich herausgefunden. Demgemäß findet nur noch die grüne, allenfalls die blaue Farbe Gnade vor seinen Augen. Vielleicht kommt nächstens noch einer der „Herren Kollegen“ darauf, aus gleichem Grunde zum Korrigiren grüne Tinte statt der roten zu empfehlen! Man weiß nicht, was noch kommen mag!



Litteratur

Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie von Ludwig Jacobowski. Dresden und Leipzig, C. Piersons Verlag, 1891

Ein nicht uninteressantes Büchlein, das, freilich von einer Reihe noch unbewiesener wissenschaftlicher Hypothesen ausgehend, uns das Wesen einer Urpoesie zu vergegenwärtigen sucht, die viele Jahrtausende vor der von Herder angenommenen und vielverkündeten Urpoesie der verschiedenen Völker begonnen haben mußte. Selbst wenn die Thatsache, daß „alle Völker der Erde von einem Urvolke abstammen,“ unwiderleglich feststünde, wenn die Urheimat des ursprünglichen Menschen, des Urvolkes, die man bald in Asien, bald in Afrika, bald am Titicacasee, bald in Sibirien, bald in Europa selbst suchen zu müssen glaubt, wirklich bestimmt wäre, so würde es sich noch fragen, ob man diesem Urvolke auch nur die Art von Poesie zuschreiben könnte, die Jacobowski als „Urlyrik“ bezeichnet, in Urlyrik der Lust, Urlyrik der Unlust und Urlyrik der gemischten Empfindungen gliedert (wobei er übrigens der Meinung ist, daß der „primitive Mensch“ nur eine Lyrik in Interjektionen und Lauten gekannt habe, „die reiner Lust oder reiner Unlust entsprang“) und zunächst auf die beiden „Grundtriebe“ Hunger und Liebe zurückführt, denen sich dann eine Urlyrik der Gesichtsempfindungen und der Gehörsempfindungen hinzugesellt habe. Die Untersuchungen werden hier immer auf mehr oder minder geistreiche und willkürliche Schlüsse hinauslaufen, namentlich wenn sie nicht mit ruhiger Objektivität geführt, sondern mit der Tendenz

unternommen werden, gewisse Erscheinungen der Gegenwart aus der Darlegung der Urzustände heraus zu glorifizieren. Wenn es selbst wahr wäre, daß das Gefühlsleben des primitiven Menschen rein und unverfälscht, sein Sanguinismus naiv und glücklich gewesen sei, und daß der in Interjektionen redende „Urdichter“ am reinsten und wahrsten empfinden und seinen Empfindungen den reinsten und wahrsten Ausdruck habe geben können, so folgt daraus noch lange nicht, daß uns die Kultur, die Erziehung des Menschengeschlechts um die Gabe gebracht hätte, unsern Empfindungen reinen und wahren Ausdruck zu verleihen. Wenn es auch erwiesen werden könnte, daß in der Urlyrik die Produktion der „Unlustlyrik“ quantitativ und qualitativ die der „Lustlyrik“ weit übertroffen habe, so würde daraus doch nimmermehr die Berechtigung des Pessimismus, „den weitaus größern Teil der Gesamtpoesie in seinen Bereich zu ziehen,“ erwiesen werden können. Und wenn die erotischen Tänze gewisser Wildenstämme, mit denen sich der Verfasser viel herumschlägt, in der That nur „begleitende Bewegungsercheinungen“ zu einer Urlyrik des Begattungstriebes gewesen sind, so bleiben die Zuckungen tierischer Brunst, in denen sich ein Teil der Naturalisten jüngsten Datums gefällt, nichtsdestoweniger widrige Lebensäußerungen des Raffinements und nicht der Natur. Ob die Ergebnisse der Untersuchungen, die der Verfasser aufzählt, Wahrheiten oder Irrtümer sind, ihre Anwendung auf die Gegenwart ist jedenfalls ein Irrtum. Was uns nach einer vieltausendjährigen Entwicklung Natur ist, hat mit der Tierheit des primitiven Menschen sehr wenig mehr gemein, selbst „die Sehnsucht des Genfer Träumers, die Sehnsucht nach dem Urzustande der Menschheit“ galt einer andern Natur, als der, worin der Mensch gleich dem Raubtier umher-schweifend einzig und allein der Stillung des Hungers und des Paarungsdranges lebte. Selbst Jacobowski wird nicht umhin können, in den homerischen Gesängen Natur zu finden, und doch sind die Helden und Menschen der Odyssee durch einen tausendmal breitem und tiefern Abgrund von seinem „primitiven Menschen“ getrennt, als wir vom göttlichen Dulder Odysseus und der edeln, sinnigen Penelopeia. War nach des Verfassers eigenem Schlußwort die Poesie bei dem primitiven Menschen „ein hilfloses Stammeln von Lauten, ein schwaches, ungenügendes Gefäß zur Ankündigung der ihn so bewegenden Lust- und Unlustgefühle,“ so dürfen aus ihr so wenig Folgerungen für die Poesie der Gegenwart gezogen werden, als man aus den Gedächtnissteinen der Kelten oder den Pyramiden auf der Osterinsel Folgerungen für die bildende Kunst der Neuzeit zu ziehen wagt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wihl. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig